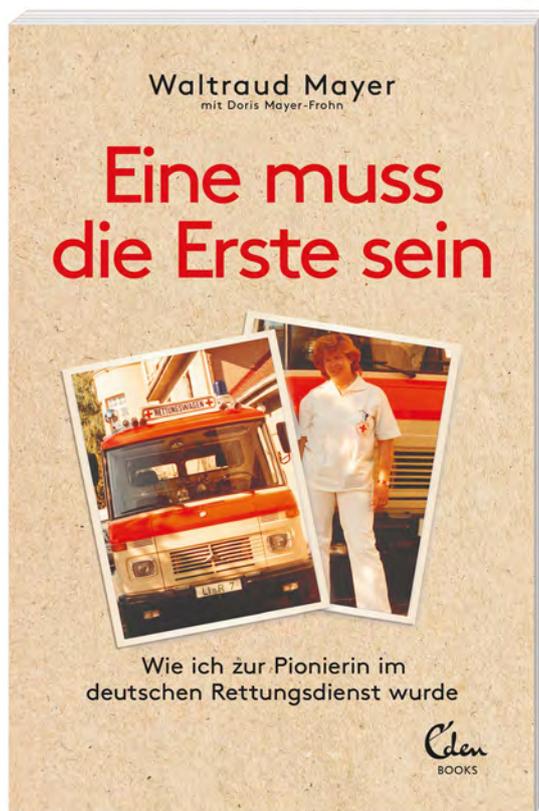


WALTRAUD MAYER MIT
DORIS MAYER-FROHN

SPERRFRIST
bis einschließlich
03. Februar
2022

Eine muss die Erste sein

Wie ich zur Pionierin im deutschen Rettungsdienst wurde



256 Seiten, Klappenbroschur
16.95 € (DE) / 17.50 € (AT)
ISBN: 978-3-95910-339-8

ET: 04.02.2022

»Vor meiner Zeit im Rettungsdienst fuhr ich Taxi, da musste ich froh sein, wenn ein Gast einstieg. Im Rettungswagen waren die Patienten froh, dass man kam.« WALTRAUD MAYER

Über das Buch

Ende der 1960er Jahre ist Waltraud Mayer Hausfrau und Mutter dreier Kinder – und auf der Suche nach einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung. Zunächst engagiert sie sich bei der Frauenbereitschaft des Deutschen Roten Kreuzes. Doch der einfache »Pflasterdienst« beim Kinderfest und anderen Veranstaltungen erfüllt sie nicht – Waltraud Mayer möchte bei der Versorgung kranker oder verletzter Menschen schnell zur Stelle sein, und das am liebsten hinter dem Steuer des Rettungswagens. So wird sie im Jahr 1979 als erste Frau überhaupt ehrenamtlich im Rettungsdienst des Kreisverbands Lindau tätig. Später ist sie sogar eine der ersten Frauen, die das Bayerische Rote Kreuz hauptamtlich einstellt. Die neuen Kollegen akzeptieren und unterstützen sie sofort – bis ein neuer Vorgesetzter beginnt, ihr das Leben schwer zu machen. Doch davon lässt sich Waltraud Mayer nicht unterkriegen; für sie zählt nur der Dienst an den Patient*innen, denen sie stets voller Empathie und Hilfsbereitschaft entgegentritt.

In »Eine muss die Erste sein« erzählt Waltraud Mayer nicht nur von ihrem Weg zur Fahrerin des Rettungswagens und damit dem Rettungsdienst im Wandel der Zeiten. Sie berichtet auch von den Patient*innen, denen sie über die Jahrzehnte begegnet ist. Mal sind diese Geschichten berührend, mal schockierend – so wie im Fall des getöteten Mädchens Kalinka Bammerski, der über mehrere Jahrzehnte hinweg für internationale Schlagzeilen sorgte. Immer jedoch ist zu spüren, mit wie viel Freude und Anteilnahme Waltraud Mayer ihren Beruf ausgeübt hat. Wie sie als erste Frau in einer Männerdomäne den Rettungsdienst revolutionierte, ist letztlich vor allem eins: beeindruckend.



DIE AUTORINNEN

Waltraud Mayer & Doris Mayer-Frohn

WALTRAUD MAYER (geb. 1944) wagte sich im Jahr 1979 in eine Männerdomäne vor. Über dreißig Jahre übte sie den Knochenjob einer Fahrerin im Unfallrettungsdienst und Krankentransport aus. Sie war die erste Rettungsdienstmitarbeiterin, die der Kreisverband Lindau unter Vertrag nahm, und gehörte zu den ersten Frauen überhaupt, die hauptamtlich im Bayerischen Roten Kreuz eingestellt wurden. Waltraud Mayer hat drei erwachsene Kinder und lebt am Bodensee.

DORIS MAYER-FROHN (geb. 1961) hat eine pädagogische Ausbildung absolviert und studierte Jura in Frankfurt. Sie lebt mit ihrem Mann in Bad Sachsa und arbeitet sowohl in einer pädagogischen Einrichtung als auch in einem Museum. Für »Eine muss die Erste sein« hat sie die Erinnerungen ihrer Mutter aufgeschrieben.



© Janett Meyer

DER VERLAG

Eden Books

FÜR HELD*INNEN MIT HALTUNG UND HERZ.

Wir sind ein junger Verlag der Hamburger Edel Verlagsgruppe. Als kleine Dependence sitzen wir in einem schönen Büro in Berlin-Mitte. Mit unserem Programm wollen wir unterhalten, bewegen und inspirieren. Unsere Bücher zeigen den Leser*innen neue Perspektiven, verrückte Lebensweisen und erfrischende Einstellungen. Die Memoirs und persönlichen Ratgeber sind Mutmacher und Unterhaltung zugleich. Abgerundet wird unser Programm durch humorige Erzählreihen, schöne Bildbände sowie hochwertige Geschenk- und Liebhaberbücher für verschiedenste Anlässe.

»Waltraud Mayer hat über die Jahre hinweg unfassbar viel im Rettungsdienst erlebt. Ihre Geschichte hat mich sehr bewegt. Ich bewundere sie für ihre Einsatzbereitschaft und den Mut, neue Wege zu gehen.«

PATRICIA STAFFA, PRESSE



Waltraud Mayer und Doris Mayer-Frohn

WALTRAUD MAYER UND DORIS MAYER-FROHN über Widerstand von unerwarteter Seite, den Rettungsdienst damals und heute sowie ein Buchprojekt, das vor allem am Telefon entstand.

Eden Books: Was hat Sie dazu motiviert, beim Rettungsdienst anzufangen?

WALTRAUD MAYER: Es gab im Turnverein einen Vortrag über das Rote Kreuz und der hat mir so zugesagt, dass ich mich spontan angemeldet habe. Viele Ausbildungsabende haben wir zusammen mit dem Rettungsdienst gemacht und das hat mir sehr gefallen. Von da an wollte ich unbedingt in den Rettungsdienst und ich träumte davon, den Rettungswagen zu fahren. Aber das war halt nicht einfach, weil der Rettungsdienst den Männern vorbehalten war. Aber ich habe es dann doch irgendwie geschafft.

Eden Books: Was stellte die größte Herausforderung beim Einstieg in den Rettungsdienst dar?

WALTRAUD MAYER: Die größte Herausforderung war für mich am Anfang, den Rettungswagen zu fahren, dann die Ausbildung und das Helfen. Ich musste immer hundert Prozent geben, denn es ging ja um Menschen und oft um Leben und Tod.

Vor meiner Zeit im Rettungsdienst fuhr ich Taxi, da musste ich froh sein, wenn ein Gast einstieg. Im Rettungswagen waren die Patienten froh, dass man kam. Das hat mich so beflügelt.

»Vor meiner Zeit im Rettungsdienst fuhr ich Taxi, da musste ich froh sein, wenn ein Gast einstieg. Im Rettungswagen waren die Patienten froh, dass man kam. Das hat mich so beflügelt.« **WALTRAUD MAYER**

Eden Books: War es schwer, sich als einzige Frau unter Männern durchzusetzen? Haben Sie Ablehnung verspürt?

WALTRAUD MAYER: Am Anfang hatte ich eigentlich mehr Probleme mit den Frauen im Roten Kreuz. Sie ließen mich deutlich spüren, dass sie nicht damit einverstanden waren, dass ich in den Rettungsdienst wechselte. Die Männer auf der Rettungswache gewöhnten sich schnell an mich. Allerdings gab es einen Kollegen, der es nicht gut mit mir meinte. Ich war ehrlich froh, als er



Rettungswagen, 1980er Jahre © privat

kündigte, um eine andere Stelle anzunehmen.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl auf der Wache war groß, da war es egal, ob man eine Frau oder ein Mann war. Wenn ich am Wochenende Dienst hatte, war die Wache voller Kollegen und wir haben zwischen den Einsätzen Karten gespielt. Erst, als wir einen neuen Vorgesetzten bekamen, wurde es für mich ungemütlich.

Eden Books: Wie haben Sie schwierige Einsätze verarbeitet?

WALTRAUD MAYER: Wir haben immer nach dem Einsatz in der Gemeinschaft miteinander gesprochen und das hat sehr viel gebracht. So haben wir es verarbeitet – untereinander. Wenn es mal sehr aufregend war, habe ich nach einem Einsatz gestrickt, das hat mich beruhigt.

Eden Books: Gab es Situationen, in denen Sie den Dienst quittieren wollten?

WALTRAUD MAYER: Nein, nicht eine.

Eden Books: Wie hat sich der Rettungsdienst im Laufe der Zeit verändert?

WALTRAUD MAYER: Die Anforderungen sind immer größer geworden, aber das hat mir nicht so viel ausgemacht, denn ich bin ja nach und nach reingewachsen. Aber wenn ich es heute sehe – es ist ja unglaublich, was sich da verändert hat.

INTERVIEW MIT DEN AUTORINNEN

Vor 40 Jahren wurde analog gefunkt, Handy gab es auch nicht. Die Trage musste man anheben, wenn man Patienten tragen und ein- oder ausladen wollte. Der Notfallkoffer war schwer und sperrig. Heute wird digital gefunkt und alarmiert, der schwere Koffer wurde durch Rucksäcke ersetzt. Tragestühle sind mit »Treppensteiger« ausgestattet, sodass man die Patienten nicht mehr mühsam schleppen muss. Die Trage hat Rollen und im RTW einen automatischen Einzug. Auch die Ausbildung wurde über die Jahre immer qualifizierter.

Nachgelassen hat der Respekt vor den Einsatzkräften. Das fängt schon mit dem nicht Freimachen der Rettungsgasse an, oder bei rücksichtslosen Autofahrern, die den Rettungswagen behindern. Früher war das nicht der Fall, da hat man schnell Platz gemacht.

Eden Books: Wie sah die Zusammenarbeit mit den Notärzten und -ärztinnen aus?

WALTRAUD MAYER: Die war gut, wir hatten immer ein sehr gutes Verhältnis. Es gab nicht einen, der sich quergestellt hat. Aber sie waren auch Respektspersonen, wir waren es gewohnt, dass sie das Sagen hatten. Sogar heute noch, wo ich schon lange in Rente bin, werde ich freudig begrüßt, wenn wir uns sehen. Als ich anfing, gab es im Rettungsdienst noch keine Notärztinnen. Erst später kamen Notärztinnen dazu, mit einer bin ich bis heute befreundet.



© privat

Eden Books: Wie kam es dazu, dass Sie vom ehrenamtlichen in den hauptamtlichen Rettungsdienst gewechselt sind?

WALTRAUD MAYER: Ich hatte für einen kranken hauptamtlichen Kollegen die Schichten übernommen. Ich wurde gefragt, ob ich das machen könnte und ich habe

natürlich ja gesagt und als es absehbar war, dass er nicht mehr zurückkommt und man die Stelle neu ausschrieb, da habe ich mich sofort darauf beworben.

»Es hat mir überhaupt nicht gefallen, dass wir die Angehörigen plötzlich Verstorbener allein zurücklassen mussten, weil ein neuer Einsatz reinkam. Die Menschen hatten oft noch dringenden Redebedarf.« WALTRAUD MAYER

Eden Books: Welche Rolle spielte das Kriseninterventionsteam in Ihrer Zeit beim Rettungsdienst?

WALTRAUD MAYER: Es hat mir überhaupt nicht gefallen, dass wir die Angehörigen plötzlich Verstorbener allein zurücklassen mussten, weil ein neuer Einsatz reinkam. Die Menschen hatten oft noch dringenden Redebedarf. Da habe ich damals schon gesagt, da muss es doch was geben, man kann die Menschen doch nicht allein lassen. Als dann die Krisenintervention gegründet wurde, war ich natürlich voll dabei. Wir konnten vielen Menschen in den ersten schweren Stunden helfen. Für mich war das eine liebevolle Aufgabe.

Eden Books: Wie haben Sie die Geschichte rund um den Fall des getöteten Mädchens Kalinka erlebt?

WALTRAUD MAYER: Natürlich hat mich das betroffen und es hat mich viele Jahre nicht losgelassen. Selbstverständlich war das eine schwierige Situation, ganz klar, bis auf das tote Mädchen habe ich die ganze Familie gekannt. Aber ich musste diesen Fall genauso wegstecken wie alles andere auch. Die mündliche Abmahnung, die ich bekam, weil ich das tote Mädchen auf Veranlassung des Notarztes im Rettungswagen ins Krankenhaus gefahren habe, obwohl es verboten war, hat mich sehr gekränkt. Daraufhin habe ich mir gesagt, das passiert dir nicht nochmal: Ich bin für das Fahrzeug und für die Besatzung verantwortlich – ich entscheide.

Eden Books: Was war Ihr schönstes Erlebnis im Rettungsdienst?

WALTRAUD MAYER: Als wir eine krebskranke Frau zu ihren Eltern nach Hause gefahren haben, damit sie dort ein letztes Mal Geburtstag feiern konnte. Sie hat sich so sehr gefreut. Das habe ich, obwohl ich schon hauptamtlich arbeitete, ehrenamtlich gemacht. Mein Kollege sagte damals: »Komm, wollen wir ein gutes Werk tun.« Und ein paar Tage später ist sie dann gestorben.

INTERVIEW MIT DEN AUTORINNEN

Eden Books: Wie kamen Sie auf die Idee, Ihre Erinnerungen aufzuschreiben? Ist das Buch auch eine Hilfe dabei, Erlebtes zu verarbeiten?

WALTRAUD MAYER: Ich habe immer gesagt, wenn wir so in der Kameradschaft beieinandergesessen sind, ich habe so viel erlebt, ich könnte ein Buch schreiben. Dann haben meine Kollegen gesagt: »Dann mach es doch, Waldi.« Und so habe ich mir Notizen gemacht und alles aufgehoben, was mir wichtig war. Natürlich kam bei der Arbeit an dem Buch einiges wieder hoch.

Eden Books: Frau Mayer-Frohn, Wie haben Sie die Tätigkeit Ihrer Mutter erlebt?

DORIS MAYER-FROHN: Mir war schon klar, dass das ein stressiger Job ist und ich wusste auch ungefähr, wie Einsätze abliefen und dass es nicht immer gut ausging. Aber ich habe auch gespürt, dass meine Mutter in ihrer Arbeit aufging. Da beide Eltern im Roten Kreuz aktiv waren, war es nichts Besonderes, dass auch darüber gesprochen wurde, so bekam ich die eine oder andere Geschichte mit. Wir kannten die Rettungswache, einige Kollegen und wussten, wie ein Rettungswagen von innen aussieht.

Eden Books: Wie war es für Sie, die Erinnerungen Ihrer Mutter aufzuschreiben?

DORIS MAYER-FROHN: Da unsere Wohnorte hunderte von Kilometern auseinander liegen, verbrachten meine Mutter und ich viel Zeit am Telefon. Einen Teil dieses Buches schrieben wir in Lindau, dabei lernte ich auch den ehemaligen Wachleiter kennen. Bei intensiven und manchmal auch aufwühlenden Gesprächen ließen wir ihr Berufsleben Revue passieren.

Beim gemeinsamen Arbeiten an dem Buch habe ich meine Mutter nochmal ganz anders kennengelernt. Ich habe großen Respekt vor ihrer Arbeit und ich bin stolz auf sie, weil sie sich nicht unterkriegen ließ. Besonders beeindruckt hat mich ihr Engagement als ehrenamtliche Mitarbeiterin im Roten Kreuz. Sie hat unendlich viel freie Zeit geopfert, um anderen Menschen zu helfen. Ich hoffe sehr, dass meine Kinder und die Kinder meiner Geschwister erkennen, was für einen – für die damalige Zeit – ungewöhnlichen Beruf ihre geliebte Oma ausübte, und dass sie auch eine Wegbereiterin war.



© Janett Meyer



BERUFSBILD NOTFALLSANITÄTER*IN



Du solltest Notfallsanitäter*in werden, wenn...

...du Leben retten möchtest.

...du gerne mit und für Menschen arbeitest.

...du auch im größten Chaos einen kühlen Kopf bewahrst.

Du solltest besser nicht Notfallsanitäter*in werden, wenn...

... du befürchtest, dass du mit der belastenden Situation am Unfallort nicht klar kommst.

... dir beim Blutabnehmen schlecht wird.

... du lieber regelmäßige Arbeitszeiten haben möchtest.

Text: Bundesministerium für Gesundheit, <https://mehralsnureinjob.com/notfallsanitaeter-in.html>
Foto Rettungswagen © Jonas Augustin auf Unsplash



AUSZUG AUS DEM BUCH



© privat

Helferinnen gesucht – auch ohne Vorkenntnisse

Im Alter von 25 Jahren war ich Mutter von drei Kindern, Hausfrau und fuhr nebenbei Taxi. Trotzdem hatte ich etwas, was viele Frauen heute nicht mehr haben: Zeit für mich selbst. Ich genoss es, daheim bei den Kindern zu sein und alles ohne Hektik erledigen zu können. Was mir jedoch fehlte, war eine Aufgabe, die mich forderte. Ich suchte aber kein Hobby, ich wollte etwas Sinnvolles tun und anderen Menschen helfen. Es sollte mir Spaß machen, und ich wollte herausfinden, was ich wirklich gut kann. Schließlich war es ein Zufall, der mich zum Roten Kreuz führte. An einem Abend im Spätsommer 1969 änderte sich einiges in meinem Leben, und ein Abenteuer bahnte sich an, von dem ich zunächst dachte, es würde vielleicht nur eine begrenzte Zeit dauern. Doch das Helfen sollte mich nicht mehr loslassen und mich mein ganzes Leben lang begleiten.

Zu dieser Zeit waren wir neu in der Stadt. Zuvor hatten wir in Hergensweiler gelebt, einem Dorf zwischen den Ausläufern des Allgäus und dem Bodenseegebiet. Dann hatte sich mein Mann Armin auf eine Stelle bei den Lindauer Stadtwerken beworben und mit dem neuen Arbeitsplatz auch eine Werkswohnung angeboten bekommen.

Um mich fit zu halten und neue Leute kennenzulernen, besuchte ich einmal wöchentlich die Gymnastikgruppe im örtlichen Turnverein. Eines Abends hielt die Frau des Oberbürgermeisters einen Vortrag vor uns Sportlerinnen. »Meine Damen, viele von Ihnen werden mich bereits kennen. Mein Name ist Inge Huber, und ich bin

die Vorsitzende der Frauenbereitschaft des Bayerischen Roten Kreuzes in Lindau. Ob Seniorenbetreuung, Dienste in der Kleiderkammer oder der Suppenküche, Sanitätsdienste bei Veranstaltungen oder bei der Blutspende – Sie werden gebraucht. Wenn Sie nicht berufstätig und zeitweise von der Familie abkömmlich sind, wären wir über neue Helferinnen sehr erfreut. Mitmachen kann jeder, niemand braucht Vorkenntnisse, denn wir schulen alle, die sich engagieren möchten.«

Das sprach mich spontan an. »Da könnte ich mich vielleicht einbringen«, meldete ich mich prompt.

Frau Huber lächelte herzlich. »Kommen Sie doch gleich nächste Woche zu unserem Übungsabend«, meinte sie, »es wird Ihnen bestimmt gefallen.«

Gut gelaunt und zufrieden ging ich nach Hause. Mein Mann, dem ich gleich davon erzählte, war zwar nicht begeistert von der Idee, hatte aber auch nichts dagegen.

»Hast du dir das gut überlegt?«, fragte er. »Das ist ein Ehrenamt, du wirst nichts dafür bekommen.«

»Ich weiß«, antwortete ich, »ich möchte es trotzdem gern machen.«

»Also gut«, lenkte er ein, »vielleicht kannst du dich für eine Sache entscheiden. An zwei Abende in der Woche auf die Kinder aufzupassen, wird mir zu viel.«

Natürlich konnte ich nachvollziehen, dass mein Mann abends erschöpft war, wenn er von der Arbeit kam.

Unsere lebhaften Kinder waren ja noch klein, die Älteste war acht, der Mittlere vier und unsere Jüngste erst einhalb Jahre alt. Schweren Herzens gab ich die Gymnastik daraufhin auf. Einerseits war das zwar schade,

AUSZUG AUS DEM BUCH

denn das Turnen hatte mir viel Freude gemacht, andererseits habe ich diese Entscheidung nie bedauert. So trat ich der Frauenbereitschaft bei. Heutzutage gibt es nur noch wenige reine Frauenbereitschaften im Roten Kreuz. Aber damals war dies eine eingeschworene Gruppe, an deren Spitze die Leiterin Inge Huber stand. Ich war eine der Jüngsten, wurde freundlich aufgenommen und half, wo immer ich gebraucht wurde. Über Arbeitsmangel konnte man sich nicht beklagen. Wir kochten für bedürftige Menschen oder bei Veranstaltungen, kümmerten uns um behinderte Menschen oder leisteten bei Sportereignissen den sogenannten Pflasterdienst, so nannten wir intern den Sanitätsdienst. Das nötige Know-how lernte ich in Kursen. Erste Hilfe- und Sanitätskenntnisse gehörten natürlich auch dazu, und das war es, was mir am meisten Spaß machte. Von Verband anlegen über Knochenbrüche erkennen bis hin zur Herzdruckmassage, wir übten alles, was man als Ersthelfer brauchte. Zunächst war ich mit Eifer dabei, dann merkte ich: Sozialdienst war nicht ganz meine Sache. Die Tätigkeiten waren zwar vielfältig, aber es war wie zu Hause: Kochen, Spülen, Aufräumen, Betreuen. Das erfüllte mich nicht, mein Platz war der Sanitätsdienst, da fühlte ich mich wohl. Ob bei Sportveranstaltungen, im Theater, beim Lindauer Kinderfest oder anderen Events, dort wo viele Menschen zusammenkamen, gab es kleine und größere Verletzungen. Wir stellten sicher, dass Teilnehmer und Besucher im Falle eines Unfalls oder einer akuten Erkrankung schnelle und fachgerechte Hilfe erhielten. Das konnte je nach Veranstaltung seinen Reiz haben. Wer durfte bei einem Konzert schon in der ersten Reihe sitzen, und das ohne Kosten. Man wurde auch sofort überall durchgelassen und musste nicht warten. Meistens waren wir zu zweit und an unserer Rot-Kreuz-Schwestertracht gut zu erkennen. Dienstkleidung war Pflicht. Wir Helferinnen trugen ein blau-weiß gestreiftes Kleid, eine weiße gestärkte Schürze und ein Häubchen. So standen wir im Notfall bereit, klebten Pflaster auf aufgeschürfte Knie, kühlten Prellungen, und wenn es notwendig war, koordinierten wir auch den Transport ins Krankenhaus. Das war viel spannender, als Eintopf und Erbsensuppe zu kochen oder Senioren Kaffee einzuschenken. Pflaster und Kühlpacks waren unser »täglich Brot«.

Natürlich war es gut, wenn sich niemand verletzte, man freute sich aber schon, wenn man einmal sein Können unter Beweis stellen durfte. Besonders gern erinnere ich mich an die Kinderfest-Sanitätsdienste. Das Kinderfest in Lindau ist ein regionales Event. Am letzten Mittwoch vor den Sommerferien machen sich Hunderte festlich gekleidete Kinder mit Blumenkränzen und geschmückten Fahnen auf den Weg durch die Altstadt, bis zur Nordseite des Rathauses. Begleitet von Trommlern und Spielmannszügen – und von Rot-Kreuz-Helfern. Vor dem Rathaus treffen sich die unteren Klassen aller Schulen des Stadtgebiets zu einer großen Zusammenkunft. Die Festlichkeit wird mit einer Begrüßung des Oberbürgermeisters und den Vertretern der Partnerstädte und einem vorgetragenen Gedicht über Lindau begangen. Zwischendrin ertönt der dreimalige Ruf »Lindau«, mit der Antwort »Hoch« der Schüler. Am Nachmittag geht der Festtag in den Stadtteilen in ein Volksfest mit Fahrgeschäften über. Meistens haben wir uns an diesem Tag um Insektenstiche, Pflaster für Blasen am Fuß oder um Kreislaufschwäche wegen der Hitze gekümmert. Alles nicht dramatisch. Bis es eines Tages plötzlich hieß: »Ein Verletzter im Bereich vor dem Rathaus.« Zwei Kollegen brachten den Patienten zu mir. Er hieß Andreas, war acht Jahre alt und am Bordstein umgeknickt. Aber auch diesmal hörte es sich zunächst aufregender an, als es letztendlich war – das Schlimmste für diesen kleinen Patienten war der Schreck. Nachdem wir den Knöchel gekühlt hatten, hörten die Tränen auf zu kullern. Mit strahlendem Gesicht konnte er weiterlaufen. Immer wenn es zeitlich passte, übernahm ich einen Sanitätsdienst. Am Wochenende, abends oder wenn zwischendurch dringend jemand benötigt wurde. Dabei war mir die Freiheit, meine Tätigkeit flexibel zu gestalten, extrem wichtig. Gelegentlich war es anstrengend, und die Tage konnten sich auch mal in die Länge ziehen, aber ich war froh, dass ich mich einbringen konnte. Im Rahmen unserer Ausbildung besichtigten wir Frauen auch den Rettungswagen und den Krankentransportwagen. Manchmal durften wir auf einer Fernfahrt den Patienten hinten im Patientenraum betreuen. Dieser wurde meist vom Krankenhaus abgeholt und nach Hause in eine entfernte Stadt gebracht. Der Fahrer war dabei immer ein hauptamtlicher Rettungssanitäter, das ehrenamtliche Mitglied war für die Begleitung vorgesehen. Ich

AUSZUG AUS DEM BUCH

meldete mich oft freiwillig für solche Fahrten. Am besten gefiel mir, dass ich mit vielen unterschiedlichen Leuten zu tun hatte, denen ich sonst nie begegnet wäre und mit denen ich mich meist gut verstand.

Im Laufe der Zeit wuchs das Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Tätigkeiten lagen mir, und bald kannte ich alle Kolleginnen und Kollegen. Ich hatte Anschluss gefunden, und es machte mir Freude dazuzugehören.

Irgendwann sagte ich zu meinem Mann: »Mach doch mit, die suchen immer jemanden.«

»Meinst du?«, fragte er zögernd.

»Klar, du bist doch auch gern unter Leuten, und sonntags kannst du auf dem Fußballplatz den Sanitätsdienst übernehmen, das würde dir Spaß machen.«

Armin ließ sich von meiner Begeisterung anstecken und schloss sich der Sanitätskolonne an. Schon bald war er über das Stadtgebiet hinaus als »Fußballsanitäter« bekannt, weil er jahrelang in Eigenregie diverse Sportplatzdienste verrichtete. So wurden wir beide »Rotkreuzler« durch und durch.

Um die Gemeinschaft zu stärken, wurden zusammen Feste gefeiert, Tagesausflüge unternommen oder Lehrveranstaltungen besucht. Dabei hatte ich von Anfang an einen guten Draht zu den Männern vom Rettungsdienst. Ich mochte das kameradschaftliche Verhältnis untereinander. Besonders ihre Einsatzberichte fand ich spannend. Von da an reifte in mir die Idee, bei ihnen mitzumachen. Als leidenschaftliche Autofahrerin liebäugelte ich damit, einmal den Rettungswagen zu fahren. Es gab nur ein Problem: Frauen im Rettungsdienst waren in den 1970er Jahren undenkbar. Auch in Lindau war das eine reine Männerdomäne. Mir war klar, dass es vielleicht nicht klappen würde. Also machte ich weiter Sanitätsdienste. Das war auch toll. Und trotzdem schlummerte tief in mir drin dieser Traum. Viele Jahre lag das Ziel in weiter Ferne. Erst auf einer gemeinsamen Feier wendete sich das Blatt.

